

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.



Zum Erlaß des Staatsministeriums.

Der Erlaß des Staatsministeriums an die politischen Beamten, den wir in der Morgenansage an der Spitze des Blattes abgedruckt haben, mußte wegen seiner Milde dahin aufgeführt werden, daß eine Maßregelung einzelner politischer Beamten nicht mehr beabsichtigt sei, und so haben denn auch gleich viele verschiedene Zeitungen die Rundgebung in diesem Sinne ausgelegt.

Man kommt aber heute das Organ des Gesamtministeriums, die Berliner Korrespondenz, um in einer zu ungewöhnlicher Stunde erscheinenden Ausgabe folgende Darlegung zu bringen:

Das Staatsministerium bringt in einem Erlaß vom 31. August er. den politischen Beamten in eindringlicher Weise in Erinnerung, daß sie in ihrer amtlichen Stellung berufen und verpflichtet sind, die Regierungspolitik zu unterstützen und zu fördern, keinesfalls aber sich für berechtigt erachten dürfen, derselben Hindernisse in den Weg zu legen. Diese Rundgebung wiederholt im Wesentlichen nur diejenigen Grundsätze, welche auch bisher in Geltung waren und im Laufe der Zeit den Beamten in amtlicher Lage schon mehrfach von Neuem eingepflichtet worden sind. Wie die Staatsregierung zur Erfüllung der ihr obliegenden Aufgaben und zur Durchführung der von ihr angeordneten Maßnahmen der willigen und eifrigen Hingabe seitens der Beamten nicht entbehren kann, darf sie auch nicht darauf verzichten, daß die zu unmittelbarer Vertretung der Regierungsabsichten, insbesondere in den Provinzen und Kreisen, berufenen höheren Verwaltungsbeamten in der Hauptache der vom Staatsministerium vorgezeichneten Richtungslinie folgen. Diese Forderung ist um so unerlässlicher, wenn es gilt für große und neue nationale Zielsetzungen, deren Erreichung die Allgemeinheit nur allmählich zu erkennen vermag, in der Bevölkerung Verständnis zu wecken und den Boden zu bereiten. Wer ungeachtet seiner Stellung als politischer Beamter die ihm obliegenden Aufgaben und gar noch die Regierungspolitik durch Begründung von Sonderbestrebungen oder partikulären Interessen erschwert, verfehlt gegen die Amtspflichten, zu deren Erfüllung er durch den Eintritt in den Staatsdienst sich bereit erklärt hat, sein Verhalten demnach mit allen Traditionen der preussischen Verwaltung im Widerspruch.

Die Staatsregierung hat aus den Erfahrungen der jüngsten Vergangenheit gelernt, daß die Lehren aus dem politischen Verhalten der Beamten die Grenzen der politischen Befugnisse, welche im vorgezeichneten Erlaß erörtert worden sind, nicht über unbewußt überschritten hat. Die Staatsregierung hat aber eine solche Aktion um so weniger billigen können, als es sich im vorliegenden Falle um Fragen handelt, die noch im Rahmen des Widerstreites der Meinungen und des Zwiespaltens der Parteien stehen, die daher einer aufzuklärenden Tätigkeit und einer vorurteillosen Haltung seitens der von der Regierung beauftragten Beamten, deren Gehörbarkeit behauptet werden muß, bedürfen. Die Staatsregierung hat daher die Beamten in Erinnerung zu bringen, daß sie in allen Angelegenheiten der Verwaltung die Interessen der Allgemeinheit vorzuziehen haben und in dem Maße, in dem sie die ihnen anvertrauten Verantwortlichkeiten an sie zu erfüllen haben, eine Anzahl politischer Verwaltungsbeamten mit Wartegeld einzuweisen in den Ruhestand zu verlegen.

Es mag hierzu bemerkt werden, daß die Staatsregierung bei ihrer Entscheidung selbstverständlich nicht die Stellungnahme der betreffenden Beamten in ihrer Eigenschaft als Landtagsabgeordnete zu den Tagesfragen, sondern lediglich deren Verhalten gegenüber den besondern Absichten des von ihnen gegenwärtig besetzten Amtes in Betracht gezogen hat.

Die vaterländische Gesinnung und das ausgeprägte Pflichtgefühl des preussischen Beamtenstandes werden, wie nicht zu bezweifeln, dazu mitwirken, in Zukunft Geschehnisse hintanzulassen, die ohne jetzt das Eingreifen der Staatsregierung notwendig gemacht haben.

Es steht hiernach jetzt außer Zweifel, daß eine Anzahl politischer Beamter zur Disposition gestellt worden ist, weil anlässlich ihrer Abfassung über die Kanalvorlage sich gezeigt hat, daß ihre Ansichten von denen der Regierung so weit abwichen, daß nach Ansicht der letzteren ein Zusammenarbeiten mit diesen Beamten nicht mehr angängig erscheint.

Es dürfte sich bei der Maßregelung um jene zwei Regierungspräsidenten und zwanzig Landräthe handeln, die in Abgeordnetenkreisen gegen die Kanalvorlage gestimmt haben.

Nach dieser Erklärung der offiziellen Ministerialkorrespondenz weiß die öffentliche Meinung wenigstens, was der wachsende erhobene Finger des Herrn Reichskanzlers zu bedeuten hatte. Von einer Entlassung von Verwaltungsbeamten ist thatsächlich nicht die Rede. Die Herren werden vielmehr einfach ihrer Dienstpflichten enthoben und auf Wartegeld gesetzt. Diese ihnen auferzwungenen Mühe werden die Herren hoffentlich dazu verwenden, um sich über die wirtschaftliche Bedeutung des Mittelkanalprojektes besser zu unterrichten, als es bisher der Fall gewesen ist. Wir lesen nämlich bei den freuberechtigten politischen Beamten voraus, daß sie bei ihrer Abstimmung lediglich ihrer wirtschaftlichen Überzeugung von der Schädlichkeit jenes Projektes gefolgt waren. Nun sind bekanntlich unsere Verwaltungsbeamten so sehr mit Berufsarbeiten überlastet, daß ihnen nur in den seltensten Fällen Zeit genug zu dem Studium einer Spezialfrage übrig bleibt. Jetzt haben die Herren vollst. Mühe, ihre bisherige Überzeugung auf Grund einer durch vertiefte Studien gewonnenen besseren Erkenntnis zu ändern.

Sollte dieser Überzeugungswechsel indessen bis zur nächsten Vorlage des Mittelkanalprojektes nicht eingetreten sein, dann erst würde die Drohung zur Wahrheit werden, welche der Reichskanzler in seinem gestrigen Erlaße andeutet hat, nämlich daß für den Fall, daß die politischen Beamten wiederum einen Anlaß zur Unzufriedenheit seitens der Staatsregierung geben würden, abgesehen von der Notwendigkeit verlegt werden würde, weitergehende Maßnahmen zu treffen, das heißt mit definitiven Entlassungen der freuberechtigten politischen Beamten vorzugehen. Man ersieht hieraus deutlich, wie mühsam und zielbewußt unsere „harte Regierung“ gegen ihre politischen Beamten vorgehen entschlossen ist — falls nicht in der Zwischenzeit wieder ein anderer Wind wehen sollte.

Das Erlaß des Reichskanzlers, der Führer der Rechten in Kampfe gegen den Kanal, ist, wie dem „Hörs.“ mitgeteilt wird, von der Postleiste gestrichen worden.

Als eine „öffentliche Ausrufung“ des Bundes der Landwirte gegen die Industrie bezeichnet das Organ des Bundes der Industriellen das Verhalten der agrar-konservativen Mehrheit bei Ablehnung der Kanalvorlage im Abgeordnetenhaus. Die dort geleistete „Kampftat“ gelte nicht allein der Monarchie, sondern auch dem Reichskanzler zu einer unbedingten Verantwortung habe der Reichskanzler den „eigentlichen Anstoß“ der ganzen parteipolitischen Absichten des Bundes der Landwirte „gewollt“, indem er sagte, daß das Verhalten der Kanalgegner unheilvoll auf das Zusammengehen der aufserstehenden Elemente des Bundes, namentlich auf das Zusammengehen auf dem Gebiete der Handelspolitik, wirken müsse. In der That bedeute die Ablehnung der Kanalvorlage nichts mehr und nichts weniger als ein „tollkühnes Mandat der Landwirtschaftspolitik“ auf den „Lufk“ der „Landwirtschaft“. Die Kanalvorlage soll für den sogenannten parlamentarischen Ringkampf bis zu den Handelsverträgen offen erhalten werden, damit die bekannte Do-ut-des-Politik betrieben werden kann, das heißt, der Bund der Landwirte wird alsdann fordern: Gebt uns hohe Kornzölle, so bewilligen wir euch den Kanal! Die Industrie wäre nicht abgeneigt gewesen, so weit wie irgend möglich mit der Landwirtschaft bei Gelegenheit der Handelsverträge zuzugestehen; das gute Einvernehmen zwischen dem Centralverband deutscher Industrieller und den Agrariern sei schon vor Jahresfrist angestrebt worden, damals, als der Generalversammlung des Bundes der Landwirte, habe man aber erklärt, daß die Landwirtschaft gegen Handelsverträge oder wenigstens gegen solche mit langer Dauer sei. Es liege also eine Wiederholte und zwar unvorsichtige Abgabe an die Industrie vor, die, wie der Reichskanzler andeutet habe, nicht ohne unheilvolle Folgen bleiben

werde. Deutschland sei bereits zum Industriestaat geworden, die Industrie stehe zur Landwirtschaft in dem Verhältnis von etwa zehn zu achtzehn Millionen Erwerbstätigen; sie werde — was schon angeregt sei — sich um so fester in einem alle Gruppen umschließenden „Deutschen Industrievath“ vereinigen, um bei dem Kampfe in der Handelsvertragspolitik jedem Ansturm „wie ein Fels im Meer“ zu begegnen. Des Weiteren erinnert das genannte Organ an das Schicksal der Agrarkonservativen Englands, an die Entwicklung der Industriebezirke in Westdeutschland, wo die Industrie ihre Herrschaft bereits vollständig angetreten habe, und wo die Landwirtschaft, Hand in Hand mit der Industrie, weder eines „Bundes“ noch einer Landwirtschaftskammer bedürfe. Der Artikel tönt in dem verständlichen Schlusse aus: „Es ist Aufgabe der deutschen Industrie, die deutsche Landwirtschaft, ebenso wie das deutsche Handwerk, durch beständige Wechselwirkung und gegenseitige Befruchtung zu fördern, in ihrem Bestande zu erhalten, sie zu reorganisieren, auf die Stufe der modernen Kulturwirtschaft zu erheben und gerade durch den Industrialismus der Industrie allezeit ebenbürtig, dem deutschen Vaterlande aber lebensfähig zu erhalten.“

Der Prozeß Drehsfus.

(Telegramm unseres Correspondenten.)

△ Rennes, 1. September.

Der Beumund eines Zeugen.

Am 1/2 Uhr wird die Sitzung eröffnet. Präsident: Ich muß zuerst die Anstund verlesen lassen, die über die Moral eines Zeugen eingelesen worden ist. Ich hätte dem Antrage nicht zugestimmt, wenn der Zeuge ihn nicht selber bekräftigt hätte.

Der Greffier verliest eine Anzahl Zeugnisse der Behörden des Heimatsortes des Herrn Du Breuil (des Zeugen, der Drehsfus mit einem fremden Aktiache bei Madame Bobson gesehen haben will). In dem ersten heißt es, du Breuil war nie Pferdeshändler, er ist Grundbesitzer. Er ist absolut ehrenhaft, seine Familie eine der ältesten der Gegend. Die anderen Zeugnisse lauten ähnlich. Der Verteidiger Demange fragt, ob die Akten des Prozesses eingesehen sind, den du Breuil mit einem Pferdeshändler gehabt hat. Du Breuil verlangt das Wort: Ich bringe selbst die vollständigen Akten bei.

Demange: Auch das Urtheil? Du Breuil: Auch das Urtheil. Der Zeuge liest einen Brief vor, worin sein Prozeßgegner sein Verlangen ausdrückt, daß die Verteidiger diese Angelegenheit berührt haben, und erklärt, du Breuil sei ein hoher er Gegner gewesen. Der Zeuge fährt fort: Maître Bobson hat mich in einer Weise, die ich Ihrer Beurtheilung überlasse, angegriffen. Ich war 1887 der Einzige, der ihn über die verbrecherischen Urtreibe Drehsfus Verdict geschöpft und davon schon 1887 mehreren Freunden Mitteilung gemacht hatte. Einer derselben befindet sich mir jetzt in einem Brief. Der Zeuge verliest den Brief eines gewissen Dubuc, worin dieser bestätigt, du Breuil habe zu ihm von dem Hause Bobson, von Drehsfus und dem feindlichen Aktiache gesprochen und gesagt: Ich gehe nicht hin, da ich nicht alle verstehe, was dort geredet wird, weil man viel deutsch spricht.

Der Zeuge: Ich bitte, den Angeklagten zu fragen, in welcher Epoche seine Verbindung mit Madame Bobson abbrach. Drehsfus: Ich glaube, daß ich Frau Bobson 1887 nicht mehr sah. Siehe nicht mehr 1889.

Du Breuil: Im fotografischen Bericht habe ich gelesen, daß Drehsfus behauptet habe, Frau Bobson 1886 nicht mehr gesehen zu haben. Ich habe auf der Reise zwei Personen getroffen, die bereit und im Stande sind, Bestimmtes über die Verbindung Drehsfus mit Frau Bobson auszusagen. Es sind zwei ehemalige Kammerdiener, (Geldarbeiter). Der Zeuge verliest den Brief eines dieser Kammerdiener, worin es heißt, Drehsfus kam noch 1887 und sagte das Haus Bobson auf, hauptsächlich Nachmittags, wenn Herr Bobson abwesend war. (Chronisches Gelächter.)

der Erregung, besonders wenn er berührt wird, giebt er einen intensiven phosphoreszirenden Schein von sich. Der Rali Maiaer wird von den Eingeborenen ungemein gefürchtet, da sie ihm das Gelfaße zuschreiben, den schlafenden Menschen in Nase und Ohren zu kriechen, um sich im Inneren dieser Organe festzusetzen. Sehr gefährliche innere Geschwüre sollen die Folge sein, ja der Tod soll in manchen Fällen eintreten. Ich halte dies durchaus nicht für unwahrscheinlich, denn ich habe selbst an Menschen herumkriecht, und daß er Pöhlungen aufsucht, entspricht der Natur solcher Thiere. Daß in einem solchen Fall wirklich Krankheitserscheinungen auftreten müssen, erscheint mir ebenfalls selbstverständlich, da das Thier sehr giftige Eigenschaften hat, was Jeder weiß, der nur einmal einen Rali Maiaer berührt hat.

Wir selbst sind diese Thiere verschiedenlich aber bloße Stellen der Haut gefaßt, und jedesmal sah ich darauf an der betreffenden Stelle ein unerträgliches Jucken und Brennen, das mehrere Stunden anhielt. Einmal fuhr ich aus dem Schlafe, weil mich etwas im Gesicht kitzelte, griff danach und gedrückte einen langen Rali Maiaer, wie ich nicht nur an dem hellen phosphoreszirenden Schein an meinen Fingern, sondern auch an einem starken und höchst schmerzhaften Brennen auf meiner Wade spürte. Das Thier scheint, wenn angefaßt, seine giftigen Eigenschaften zu verheerlichen, denn an der betreffenden Stelle entstand eine feuerrote eigenartige Entzündung der Haut, die mir noch einige Zeit zu schaffen gab und mehrere schlaflose Nächte verursachte.

Sehr oft beobachtete ich auch, daß ein oder zwei Rali Maiaer (diese Thiere findet man fast immer zu zweien) sich in meinem Pflanzgarten eingenistet hatten, der ihnen allerdings in seinen mehrfach über einander liegenden Stocklagen einen ausgezeichneten Schlafplatz bot. Untersuchte ich den Gut, so war nie einer zu finden, denn ich ihn aber einige Zeit, so

Tropisches Angezeieser.

Von [Nachdruck verboten.]

R. Henne am Rlyn.

Man wandelt nicht ungefragt unter Palmen, und man wohnt auch nicht unter solchen, ohne zu manchen mit in den Kauf nehmen zu müssen, woran sich ein Europäer und vor allem eine Europäerin nur schwer gewöhnen kann. Wir sind in unserem angenehmen Klima, das der aller großen Vernehmung des Angezeiesers ja schon durch den allfährlich wiederkehrenden Rest Einhalt thut, so verwendet, daß wir schon die Anwesenheit „Hellenweiser“ Schaben sehr empfinden und uns aber an Jagen und Warten bereits recht auflegen können. Was ist denn die europäische Tropenbewohner fragen, welche einen unaußerordentlichen Kampf gegen tausend Eindringlinge, nicht nur schädliche, sondern auch gefährliche, führen und die trotzdem Jagen müssen, daß das Angezeieser wohl nur noch wiedergehalten, aber niemals gänzlich vertrieben werden kann?

Da ist zum Beispiel auf den Ebenen vor allem der große Taubenflug, von den Malaien „Bipan“ genannt, zu fürchten, ein Geschöß, das bei den meisten, wenn nicht allen Europäern Fiel und Abtheil zu erregen pflegt. Der Bipan, manchen Orten vielleicht aus der Süden Europas, so er in kleinerer Ausgabe häufig vorkommt, „von demamt, A Einzel sehr bösartigen Spielart anischer. Er wird bis zu schicklicher Länge von 1 Centimeter breit und ist von verhältnißmäßig sehr dicker Brust, das heißt, er hat einen sehr starken Körperbau. Seine beiden Vorderfüße sind sehr stark gebogen, welche auf sehr starke Geschwulsten und schwere Fieberecheinungen den Wänden, in den Ruhegebänden der Wohnhäuser zu sein, unter Schranken zu sein, wandert aber, wenn ein Haus ansteht, häufig zu werden, indem das Holzwerk vermodert, und in die auf hohen Pfählen stehenden Wohnhäuser ein und in im Staube. Einem den Aufenthalt in einem solchen Gebäude gründlich zu verleben. Er dringt in die Wäschekränke und überhaupt in alle Winkel, steckt hinter den Bildern an der Wand, zwischen den Bildern, in den Schränken, kurz überall, wo eine Spalte oder Öffnung ihn ein Versteck bietet und kommt nicht nur in die Wälder, läuft den Schlafenden über Gesicht und Körper und beißt auf die empfindlichste Weise, wenn man sich nicht abgeschreckt, mit der Hand abzuwehren will oder greift. Ich hatte längere Zeit das Vergnügen, in einer solchen alten verwitterten Kiste zu wohnen, der der da Bipan als ihr Eldorado betrachtet wurde, und trotz noch schließlichen nur so einigemachen der äußerst widerlichen Thiere erwehren, daß ich ihnen den Aufenthalt durch fleißiges Spritzen mit Petroleum in alle Fugen und in alle unzugänglichen Stellen, und nach Nachts durch doppelte sorgfältig geschlossenen „Klammern“ (Moskitonetze) schenkte. Eines Tages hatte ich einen großen Bipan sogar in meinem Wäschschrank gefangen!

Reider ist der Bipan nicht der einzige seiner Gattung, er hat noch einen Vetter in dem sogenannten „Kosporowurm“, „Rali Maiaer“ der Malaien. Dieser wird von vielen ebenfalls Tausendfach genannt, die aber im Verhältnis zum Bipan eigentlich Millionenfache sind. Es ist ein nur bündelndes, langgestrecktes Wesen mit mühseligen Beinen, von derselben Farbe wie der Bipan, aber viel langsameren Bewegungen. Während der Rali Maiaer mit seinen vielen Beinen meist nur langsam an den Wänden herum, beschleimigt seine Schritte ab, allerdings auch bedeutend, wenn er sich verfolgt sieht, in Zustände

Dreyfus: Ich finde es unwürdig, daß der Zeuge hier die persönlichen Beziehungen erwähnt, die ich mit Frau Dobson gehabt habe. Ich erkläre nochmals, daß ich niemals mit einem fremden Willkürartrate binirt habe.

Der Stallmeister Germain über Dreyfus' Besuch der deutschen Mäander.

Der Zeuge Germain wird angefragt: Es ist jener Stallmeister, bekannt aus der Enquete Beaurepaire's, der Dreyfus bei den deutschen Mäandern in Mülhausen gesehen haben will. Sein Meineres erinnert in seiner Weise an einen Stallmeister. Er hat einen schwarzen guten Voller, schwarzes krauses Haar und trägt eine sehr leiser Stimme, daß er eines Morgens um 5 Uhr von dem Reitstallbesitzer Kullmann beauftragt worden sei, zwei fremde Säeren mit Pferden vom Bahnhof abzuholen. Die beiden Säeren kamen und ritten dem Mäanderfeld zu. Einer der beiden sah den deutschen General jenseits eines Grabens, überprang den Graben und ritt auf den General zu, den er begrüßte. Später trat der Zeuge zu seinem Bekannten diesen Fremden im Bois, jezt in der Uniform eines französischen Artillerieoffiziers! Er fragte Hauptmann d'Inzeville nach dem Namen und erfuhr, der Offizier heiße Dreyfus.

Germain im Kreuzverhör.

Präsident: Sie sind dessen sicher, was Sie sagen?
Germain: Ganz sicher!
Der Verteidiger Demange titelt, daß Urteil zu verlesen, das in einem gegen den Zeugen angestrichenen Prozeß erlassen worden ist. Das Urteil, das verlesen wird, besagt, daß Germain wegen Vertrauensmißbrauch mit sechs Monaten Gefängnis bestraft worden ist.
Labori: Kennt der Zeuge Herrn Beaurepaire?
Germain: Verneint die Frage. Er habe mit Beaurepaire nur schriftlich verkehrt.
Labori: konstatirt, daß die in der Enquete Beaurepaire's publizirte Aussage des Zeugen von der heutigen abweihe.
Präsident: Diese Enquete hatte nicht offiziell.
Dreyfus: Ich erkläre, daß er, wie er schon gesagt habe, wiederholt in Mülhausen gewesen sei. Er fährt fort, er habe niemals, weder offiziell noch offiziell, den deutschen Mäandern beigezogen. Ich bin niemals eingeladen worden, ihnen beigezogen zu werden. Ich habe niemals mit deutschen Offizieren binirt. Ich bin, wenn ich in Mülhausen war, spazieren geritten, und es ist möglich, daß ich in die Nähe eines Mäanderfeldes gekommen bin. Ich habe aber weder offiziell noch offiziell den Mäandern beigezogen.
Präsident: Mitten Sie eigene Pferde oder Miethspferde?
Dreyfus: Ich erinnere mich nicht. Es kann sein, daß ich Miethspferde ritt.

Der Zeuge Hauptmann d'Inzeville. Germain tritt sich!

Hauptmann d'Inzeville wird gezeugt. Er sagt aus: Ich kenne Germain seit 1894 und ritt höchstens zwei- oder dreimal mit ihm ins Bois. Ich erinnere mich, daß er mich erzählte, er habe eines Morgens einen Fremden in Mülhausen nach dem Mäanderfeld begleitet. Er sei erkannt gewesen, den Fremden dann in Paris in der Uniform eines Artillerieoffiziers wiederzusehen.
Präsident: Sie folgen dem Zeugen Germain den Namen des Kapitän Dreyfus genannt haben.
d'Inzeville: Es muß die in dem Gedächtniß Germain's eine Verwirrung entstanden sein. Ich kannte Dreyfus vor 1894 nicht. Ich kann ihm also den Namen nicht genannt haben. Germain trifft sehr viele Offiziere, offenbar hat er eine Verwechselung begangen.

Der Reitstallbesitzer Kullmann. Germain Lügen gestraft.

Der Präsident will wieder den Zeugen Germain vor.
Präsident: Wissen Sie, wo er Ihnen den Namen Dreyfus genannt hat?
Germain: Es schien mir, daß ich ihn durch den Hauptmann d'Inzeville erfahren habe. Ich kann mich irren. Ich habe das

Konnte ich sicher sein, bald einen Kali Maiaer an meiner Stirn herumzwingeln zu können, worauf ich ihn dann dem Saraxus machte. So oft ich aber auch einen tödlichen, bürnen Kurzem war immer wieder ein Nachfolger in dem Hut. Die Thiere schienen durch die feuchte, schwüle Ausdünstung des Koppes in der Tropenzone angezogen zu werden. In meinem Schlafzimmer machte ich, bevor ich zu Bett ging, regelmäßig mit einer Kerze die Hände an dem aus rohen Weizen zusammengesetzten Wänden und braunte mit der Flamme die Kali Maiaer herunter, die besonders in der Nähe der Säulenleiste stets zu finden waren.

Ein noch gefährlicherer Gast der Wohnungen ist aber ohne Zweifel der Skorpion oder „Kalafanting“, glücklicherweise ist er aber lange nicht so häufig. Er beschränkt sich nur auf die Außenhäuser, deren Fußboden die nackte Erde bildet und lebt von den vielerlei Kerlen, welche sich im Rückenabfall e. annehmen. So lange er nur seiner Jagd nachgeht, hält er den mit dem giftigen Stachel bewehrten Schwanz lang ausgestreckt und hebt ihn erst, wenn er ein mit den Scheren emporgestrecktes Thier damit fassen und auf diese Weise tödten will. Aber auch dann nimmt er diese Stellung an, wenn er sich durch einen anwesenden Menschen bedroht glaubt, und theilt während dieser Ausweisung man ihm zum Beispiel mit einem Stöcke berührt. Die in den Außenhäusern wohnenden Bedienten dürfen daher Nachts nie aufstehen, ohne vorher Licht zu machen; denn sie riskiren immer, auf einen Skorpion zu treten und dann unfehlbar eine Verwundung durch dessen Stachel davonzutragen. Die Krankheitserscheinungen sind ähnliche wie nach dem Bisse des Kivan, treten aber mit noch größerer Stärke auf. Ich traf sehr oft auf Skorpione in den Tabakstümmen, darunter eine sehr große und schöne Art von metallisch-grünlichem Glanz. Eine kleinere schwarze Art wird auch nicht selten in den zur Fermentation ausgelegten Stapeln aus Tabakblättern gefunden und gefährdet hier die mit der Manipulation des Tabaks betrauten Arbeiter.

Man sollte denken, daß die Wohnhäuser der Europäer in den bereits angeführten genug ungetriebene Gasse hätten, er muß sich aber auf noch mehr gefast machen. Da ist vor allem die Badanlage der Mäander geeignet, den Aufenthalt in ausgedehnten Gebäuden, welche viele Schlupfwinkel bieten, recht unangenehm zu machen. Ich habe Thiere in Europa und auf Schiffen zur Genüge kennen gelernt, sie werden aber alle übertrieben durch ihre ungläublich frechen Artgenossen auf Sumatra. Kein gar nichts ist vor ihnen sicher, und wenn sie nicht genug fressen vorfinden, so machen sie sich an die Hausthiere, besonders an franks und hilflose oder eng eingepferchte, und scheuen selbst vor dem Menschen nicht zurück. Mir ist es selbst begegnet, daß die Mäander, wenn ich einmal besonderer Umstände halber ohne Moskitone, schlief, ganz gemüthlich an meinen Füßen

hamals nicht für so wichtig gehalten. Man glaubt nicht, daß man später da hineinversetzt werden konnte.

Präsident: Erkennen Sie denn in dem Angeklagten den Fremden wieder, den Sie zum Mäander begleitet haben?
Germain (Dreyfus betrachtet): Er war damals gesunder, es sind aber dieselben Züge.
Präsident: Dreyfus, haben Sie etwas zu sagen?
Dreyfus: Ich wiederhole, daß, wenn ich in Mülhausen war, ich spazieren geritten bin, daß ich aber niemals weder offiziell noch offiziell den deutschen Mäandern beigezogen habe.
Der Reitstallbesitzer Kullmann aus Mülhausen wird beigezogen. Er ist ein absolut preußische Erscheinung wie ein preussischer Offizier oder Staatsbeamter mit vollständig-blonden Schmelzhaar und Kniefer.

Präsident: Wissen Sie, daß Sie den Stallmeister Germain mit Pferd von dem Bahnhof in Mülhausen geföhrt haben, um Dreyfus abzuholen, und daß Dreyfus in das Mäander geritten ist?
Kullmann: Das ist absolut un wahr. Ich stelle dieser Behauptung das folgende Dementi entgegen.
Präsident: Haben Sie Dreyfus Pferde an den Bahnhof geföhrt?
Kullmann: Niemals!
Präsident: Haben Sie Dreyfus nie Pferde vermietet?
Kullmann: Niemals.
Präsident: Sind Sie nie mit Dreyfus geritten?
Kullmann: Niemals.
Präsident: Kennen Sie Dreyfus?
Kullmann: Ich kannte ihn. Die Familie ist in Mülhausen befaunt.

Demange: War der Zeuge nicht mit Oberst Sandherr befreundet?
Kullmann: Ja, ich kannte Sandherr sehr gut.
Demange: Hat nicht Oberst Sandherr einmal den deutschen Mäandern beigezogen?
Präsident: Haben Sie Sandherr einem Mäander beigezogen gesehen?
Kullmann: Ich habe es nicht selbst gesehen, aber Oberst Sandherr hat es mir erzählt, daß er einem Mäander beigezogen habe. (Fortsetzung auf der vierten Seite.)

General Merciers Auswanderungspläne?

Der Korrespondent der „Daily Mail“ in Rennes machte Mittwoch den Besuch, General Mercier über seine angelegte Absicht, sich nach England zurückzuziehen, zu interviewen. Er erzählt über diesen Versuch Folgendes: „Ich fand die Generale Mercier und St. Germain in dem hübschen Garten des letzteren. Im Augenblick, wo mich General St. Germain zu schreiten ließ, erblickte, kam er auf mich, und General Mercier bog sich in einer entfernten Theil des Gartens und beschäftigte sich angelegentlich mit einem Rosenbusch. „Widerrufen Sie es, es ist absurd!“ sagte der kleine General, als ich ihn von dem Zeitungsgeheimen in Kenntnis setzte. „Alle schein sich zu vereinigen, um General Merciers Ehrenhaftigkeit anzugreifen. Er denkt nicht im Traum daran, Frankreich zu verlassen.“ Hat er sich nicht in England und in Ost geföhrt? „Das ist seine Sache“, erwiderte der General. „Ich bin nicht mit „oben“ antworten. Um seine Privatangelegenheiten zu klären, außer ihm selbst zu kümmern.“ „Es heißt, das General Mercier in den letzten Tagen wenig in seiner Leberzeugung schwanken geworden ist.“ „Schwanken? Nicht im Geringsten. Warum denn? Wieso denn?“ „Weil General Mercier noch ich haben auch nur einen Augenblick gewandelt.“ Dreyfus ist ein Verräther“ und wird als solcher verurtheilt werden.“ sagte General St. Germain und sprach sich in eine gewisse Wuth hinein. General Mercier, der ihn offenbar gehört hatte, stand beim Rosenbusch und lächelte vielstündig.“

Italien und die Entzerrung Esterhazs.

Auch die italienische Regierung, die sich bisher ungenügend über die zur Entzerrung Esterhazs und damit zur Entzerrung Dreyfus' Erklärungen ausgesprochen, so zum Beispiel über die Note betreffend Labagastar und über das 120-Centimetergewehr sowie über einen Mobilmachungsplan. Darüber wird, anscheinend offiziell, dem Mailänder „Corriere“ aus Rom geschrieben: „Ein einflussreicher Parlamentarier, früherer diemontischer Minister, hat sich zu Marquis Visconti-Verosta ergeben, um mit ihm über die Dreyfus Angelegenheit zu verhandeln. Der Marquis antwortete, daß man das Verdict nicht annehmen und die menschliche Ethik nahme wohl ebenfalls theilen könnte, die in dem ausgesprochenen

zu knappen begannen und trotz energischer Verfolgung wieder kamen, selbst ich wieder schlief. Gegen solche Doppelte kann man sich nur allerdings schützen, indem man Doppelte und dreifache Verlockungen an sich zieht. Aber der Schaden, den die Mäander sonst noch verüben, ist eine feste Quelle des Mergers und Verfalls. Besonders einen Zoologen können sie rein zur Vergeßlichkeit bringen, indem sie alle thierischen Bestandtheile, besonders Käfer, gefressen, Schadel, Krallen e. verschleppen und mistlos zerren. Auch ist die fortgesetzte nächtliche Störung durch ihre wüthen Hejagenden geradezu un erträglich. Ich habe zwar mit Fallen infolge der unerbittlichen Gefährlichkeit der Mäander gute Erfolge erzielt, aber sie scheinen sich gar nicht zu verändern, selbst wenn ich jede Nacht in verschiedenen Fallen bis zu sechs Stül fang. Von der Thätigkeit der dortigen Hauskatzen merkte ich leider auch nicht viel, und ich glaube, daß in jahner Mischung (Art Zibefasche) oder eine große ungeliebliche Hausflange, wie sie vielfach in den Tropen gebildet wird, zusammen mit dem Ungeziefer aufraunt.
Zu all dem schlaften Gethier kommen Schaaren von Kärlern, große widerwärtige Spinnen, Schwärme von überaus zudringlichen Fliegen und blutdürstigen Moskitos, Ameisen und Termiten. Während gegen Fliegen und Moskitos mit einigem Erfolg kräftiger Anbalsand und gegen gewöhnliche Ameisen ebenso Petroleum angewandt wird (Speisekörner meist man allerdings frei einer Mischung von Wasser und Petroleum stellen), überhanu nur die Termiten, „Kaia“ der Malaien, nämlich ihre Wägen kratz gewaschen zu sein. Sie verhalten sich eben ist. Sowie sie erst, wenn das Unheil schon gedehert unentwegt hat zum Beispiel Niemand eine Abnung von Minirarbeit die seiner unmittelbaren Nähe vor sich gehenden auf einem Hofe in schädlichen aller Resthiebe, bis sich plötzlich ein kleines Häusel ein kleines Loch zeigt, durch welches Erde und Behm zum Vorschein kommt. Unterjucht noch aus jezt, so findet man, daß der ganze Hofen nur so rein ausseren Wänden besteht, das Innere aber einen Hofen stellen ist wie eine Cigarettenkiste. Und mit dem Nachforschen ist es nicht etwa gethan, sondern bei weiterem Will ist sich gewöhnlich heraus, daß das ganze und sich noch auf gänzlich unzuverlässigen Stützen ruht der Verbrennungsfähiger aufrecht erhält. Es bleibt dann nicht übrig, als alle Hofen herauszu-mauern oder mit einem Cementguss zu umgeben, denn die Raup greifen nicht an, was an der freien Luft liegt und von unten durch die Erde nicht erreicht werden kann.
Ganz gewöhnliche Häuser werden natürlich auch in ihrem Oberbau von den Termiten verschont, aber erweisen sich höhere

Wünsche nach neuerlicher Intervention liegen, aber der Nützlichkeit standpunkt müßte dabei abgelehnt werden. Der praktische Zweck einer abnormen Erklärung Italiens hätte vielleicht gerade den entgegengelegten Erfolg in Frankreich und beim Kriegsgericht, den man wünscht, und dann seien auch die verbotenen Regierung's Mächte gezogen. Besonders müßte auf die verbotenen Regierung's Mächte genommen werden, vor allem auf Deutschland. Es sei daher für Italien nicht angezeit, Deutschland hereinzuziehen, das seinerseits bereits genug gefahren habe, um durch seine abgegebenen Erklärungen die Wahrheit festzustellen.“ Mit Recht bemerkt dazu die „Allgemeine Zeitung“: Man kann dem erlaubten Leiter der auswärtigen Politik Italiens wohl versprechen, beide Regierungen, die Italiens wie die Deutschlands, haben antilige Erklärungen abgegeben, die so formell waren, daß die französische Regierung die internationale konventionelle Höflichkeit verstoß, wollte sie auch nur einen Augenblick an der Wahrheit des abgegebenen Wortes Zweifel erheben.

L. Paris, 1. September. (Privat-Telegramm.) Die Morgenblätter streiten sich über die Gestalt und die Vertheilung von Benand's. Die Einen erklären dieselben für abgethan, halbes und werthlos, den Andern sind sie klipp und klar erwiesen, unumstößlich und zweifellos. Nach dem „Petit Journal“ erhielt Frau Benand am achtzigsten Todestage ihres Gatten zahlreiche Kränze und Blumen, welche sie auf das Grab des Oberstleutnants niederlegte. Kemes habe sie so schnell verlassen, weil sie sehr zahlreiche Dohrbriefe (2) erhielt. Aus Deutschland habe man ihr vorerst in Karlsruhe gefandt (2), ferner entfiel sie gefahren aus Belgien die Photographie ihres Gatten, welcher beide Augen ausgeföhren waren. Nichtsdestoweniger besetze Frau Benand auf der Fortsetzung ihres Prozesses gegen Joseph Reinach.
Die sieben Offiziere des Esterhazy-Kriegsgerichts treten im nächsten Jula-Prozesse wieder als Civilpartei auf. — Ueber dem Fort Guerin und seiner Umgebung lagert völlige Stille. Man kündigt jetzt einen Aufbruch durch die Wasserleitung und Feuerströgen für die kommende Nacht an.

* Das ist trotz Ben Afrika noch nicht dagewesen, daß ein Majestätsbeleidigungsprozeß gegen den „Vorwärts“ eingeleitet ist. Der „Vorwärts“ wagt darüber folgende amüsante Mittheilungen:

Nachdem uns gestern seitens der dritten Freirei-Kommune der Langenfrist I der Befehl gegeben worden, daß die wegen des Demagogienvertrages erfolgte Beschlagnahme nicht aufgehoben werden könne, erhalten wir heute von dem Ersten Staatsanwalt des Landgerichts I folgende Benachrichtigung zugefandt:
In Sachen betreffend die Beschlagnahme der Zeilung Nr. 196 des „Vorwärts“ vom 28. August 1899 benachrichtige ich Sie mit Rücksicht auf Ihre richterliche Vernehmung vom 26. d. M., daß ich das Verfahren eingestellt habe.
Die in Beschlag genommenen Stücke der bezeichneten Zeilung werden folgend zurückgegeben werden.

Jenbeil, Oberstaatsanwalt.
Es bleibt uns noch übrig, als „schöne Erinnerung“ an diesen zum Glück in der Geburt erlittenen Prozeß das gefahren erwähnte Allenfand der Öffentlichkeit im Wortlaut mitzutheilen.
Q 267/99 V. 2935.

Befehl!
In der Strafkasse gegen den Rebell Robert Schmidt zu Berlin wird die vom Reichs-Präsidenten des Reichsgerichts, Reichs-Anwalt Wolfgang Heine, gegen den Beschluß des förmlichen Landgerichts I Abtheilung 126 vom 28. August 1899 eingelegte Beschwerde zurückgewiesen.

Durch den angeführten Befehl ist die polizeiliche Beschlagnahme der Zeilung Nr. 196 des „Vorwärts“ festgestellt, welche erfolgte, weil in den Anfangsworten eines darin enthaltenen Artikels: „Der größte Schuft im ganzen Land“ eine gegen den Kaiser gerichtete Beleidigung zu finden ist.
Die Beschwerde erl. n. ungenügend. Nach Darstellung des Reichs-Anwalts werden die in der angeführten Zeilung enthaltenen Artikel des Reichs-Anwalt d. Hoffmann v. Fallersleben:
Der größte Schuft im ganzen Land“
Das ist und bleibt der Demagog“
und ist somit die Verurteilung nur gegen denjenigen gerichtet, welcher bei dem in dem Artikel erwähnten Vorfall eine Anzeige wegen Majestätsbeleidigung erstattet hatte.

Dies war aber, wenn überhaupt, nur für denjenigen relevant, der die Zeilung Nr. 196 des „Vorwärts“ herausgegeben hat. Wer ihn nicht kannte, mußte die in dem betreffenden Eingangswoorte des Artikels eine andere Erklärung in dem Artikel selbst finden,

Mauerbauten wegen der ziemlich häufig auftretenden Erde haben nicht zu empfehlen, und zweitens kann man auf die Tabakplantagen der Natur des allezeit forschreitenden Tabakhanes gemäß höchstens das Haus des Adminkrators und die große Sammel- und Fermentierkammer stellen, die Häuser der „Affiktanten“ aber, welche alle zwei bis drei Jahre wieder abgebrochen und an einer anderen Stelle neu errichtet werden, dem zeitlich beschränkten Zweck entzerrt nur aus Holz und Palmblättern und ohne alle verheerenden Umstände. Uebrigens ist auch der Oberbau dieser nur auf wenige Jahre berechneten Häuser nach Ablauf dieser Zeit gewöhnlich derartig von Holz zu Boden und Bohrwärmer zu zerfallen, daß fast nicht mehr wieder verwendet werden kann.

Nicht zu vergessen ist ungetriebene Hausbewohner und die vielen Eidechsen, welche allenthalben herumkriechen, sich durch Wegfangen von Moskitos zwar verdient machen, aber doch manchmal manchem Unheil werden, indem sie infolge ihrer Jagden unter einander herunterfallen und zwar nicht selten auch auf den Kopf oder Schrittlöffel. Für nervöse Damen wäre dies jedenfalls nicht. Eine besondere Gattung Eidechse, der Geco oder Tok der Japaner, verdient jedoch besondere Erwähnung. Gewöhnlich befindet sich in einem Hause ein Geco, dem die japanischen Bedienten als eine Art Hausgeist anheben, wenn in einem Umstände belästigen oder gar vertreiben würden, da ein solches Ungeziefer nach ihrer Meinung Anglist bringt. Der Geco ist eine ziemlich große, etwa 30 Centimeter lange, breitgedrückte und sehr beständige Eidechse, die einen höchst eigenenthümlichen Ruf von sich zu geben setzt und damit wohl auch die Nachwelt föhrt. Dieser Ruf hebt mit dumpfen, kurzen, in der Scala langsam aufsteigenden Tönen an, kulminirt in einem wüthen, wieder absteigenden Gecoer und wird ungefähr alle fünf Minuten wiederholt.

Der Geco ist ein durchaus nützliches Thier, da er eine Menge Ungeziefer vertilgt, aber für schreckhafte Menschen dürfte sowohl seine abentheuerliche Gestalt als auch das meist sehr unerwartete Verhalten an Wägen, wo man sich dessen gar nicht versieht, mit viel Ungeheimen das. So hatte sich einmal ein Geco in einem von mir bewohnten Hause einquartirt, der unfehlbar an der inneren Seite der Thür meines Schlafzimmer's saß und jedesmal beim Öffnen blitzschnell hinter sein Häufchen verschwand. Ich fürchte das Thier nicht, welche diesen von ihm erwähnten Platz dient, sondern glücklicherweise beschleunigt, wenn ich aber gefahren, daß ich den Geco, wenn ich ihn nicht gefahren, daß ich ihn zu denken, die Thür öffnete, erklärte, ganz gut hätte vermischen können. Solche Geco's zu betteln, wenn man sie vollkommen in Ruhe lassen will, ist eine manche kommen sogar regelmäßig als Geschenk bei jeder Nacht und ich kannte einen Ger...

Die auf die in dem Artikel erwähnte Person des ...

Dauch ist der Inhalt des Artikels mindestens als objektiv strafbar zu erachten.

Aber auch der Beschuldigte ist verächtlich, sich bewusst gewesen zu sein, daß die Anfangsworte des Artikels von Personen, welche den Herr nicht kannten, auf den Kaiser bezogen werden konnten und wurden.

Wenn er gleichwohl die Veröffentlichung zuließ, so bezeugt der Verdacht, daß er diese Folge und somit die darin liegende Majestätsbeleidigung in seinem Willen aufgenommen hat.

Es liegt also sowohl objektiv als subjektiv der Verdacht eines Vergehens gegen § 95 des Strafgesetzbuchs vor. Die Strafe des "Vorwurfs", welche beschlagnehmlich ist, kann für die Unterdrückung wegen dieses Vergehens von Bedeutung sein, auch gemäß § 40 des Strafgesetzbuchs der Eingebung unterliegen.

Wahrscheinlich war die Beschlagnahme nach § 94 Strafprozeßordnung geschwiegen.

Berlin, den 29. August 1899. Rgl. Landgericht I, Ferienstrafkammer 3, gez. Gehel, Adv. Nürnberg.

Ausgefertigt ... (L. S.)

Berlin, den 28. August 1899. gez. Köhle, Gerichtsschreiber des königlichen Landgerichts I, Strafammer 5.

Der Oberstaatsanwalt hat denn doch diese Ferieninstruktion eines dolus eventualissimus nicht anerkannt, wonach ein Redakteur haftbar gemacht wird für jede mögliche, offensichtlich falsche Ausfassung irgend eines Textes.

Das ist eigentlich schade; denn diese kriminalistische Knospe war in so früher Entwicklung begriffen. Wenn man schon dafür bestraft werden muß, daß irgend ein Anderer, der vielleicht nicht gerade von Geistes Graden ist, in eine harmlose Aeußerung mißverständlich einen bösen Sinn hineinlegt, dann sehen wir nicht ein, warum nicht auch gekraft werden soll, wenn eine Aeußerung so beschaffen ist, daß ein Anderer, obgleich er willig einen strafbaren Sinn unterzulegen kann.

Es frage sich nur, ob es nicht zu empfehlen wäre, in einem solchen Falle der Vollständigkeit halber auch diejenigen als Mithäter oder Gehilfen mitzubestrafen, welche vorzüglich oder hauptsächlich einen majestätsbeleidigenden Sinn in eine harmlose Aeußerung hineingelegt haben.

Nach einem Telegramm aus Pretoria berief Präsident Krüger den Raad zu einer geheimen Sitzung für gestern Abend, um über Chamberlains letzte Depesche zu beraten.

Staatssekretär Reich beprach die Vorschläge Transvaals, welche Chamberlain in nicht formeller Form durch den britischen Agenten mitgeteilt worden. Chamberlains Antwort habe den Inhalt gehabt, daß falls Transvaal solche Vorschläge mache, wie sie ihm mitgeteilt worden seien, dieselben ihrem Werthe gemäß erwogen werden würden.

In ihrer letzten Mitteilung an die englische Regierung erklärt die Regierung der Südafrikanischen Republik, falls ihre Gegenvorschläge von England angenommen werden sollten, werde der Raad auf gelöst werden und nach erfolgten Neuwahlen in wenigen Wochen das neue Gesetz in Kraft treten. Der Zweck, welchen man mit dieser Handlungsweise verfolge, sei, von Südafrika einen Krieg abzuwenden, der die weittragendsten Folgen haben würde. Gleichzeitig spricht die Regierung ihre Ansicht dahin aus, daß die Bestimmung, wonach ein Auserwahlter von sieben Jahren zur Erlangung des Wahlrechtes erforderlich sei, genüge, den Bedürfnissen der neuen Bürger zu entsprechen.

In Betreff der Durchführung von Kriegsmaterial von ...

„Übermann weiß, daß der Transport von Waffen und Kriegsmunition durch irgend ein Land nicht eine Sache ist, die sich bedingungslos vollzieht, falls nicht jenes Land auf jede Souveränität verzichtet. Man wird verstehen, daß nicht alle Momente für diese Art Transit gut gewählt sind, ebenfalls, daß auch die normalen Anstaltungen ihre Grenzen haben, bei deren Ueberschreitung die Neutralität verpflichtet ist zu verweigern. Man muß auch hinzufügen, daß ein diplomatischer Vertrag existirt, der die Unterthätigkeit Englands trägt, in welchem dieses und Portugal gemeinsame Sache machen, und verzieht es sich daher, daß dieser Vertrag nicht in seinen Bestimmungen zum Schaden irgend eines der Kontrahenten gebracht werden kann.“

zeit päpstlich seinen bestimmten Platz auf dem Tisch einnehmen, um dort seinen Antheil materiell in Empfang zu nehmen.

Weniger angenehm sind die Schlangen, welche manchmal die Badegewässer besuchen, um sich der heißen Feuchtigkeit dafest zu erfreuen, und wenn man sie auch im Allgemeinen bei einiger Vorsicht leicht bemerkt und verschont oder erlegt, so sind die Fälle doch nicht allzu selten, in denen ein Badender von einer solchen Schlange, auf die er unversehens im Halbmittel tritt, gebissen wird und ernsthafte Folgen davonträgt. Wir ist sogar ein Fall bekannt, daß eine nur wohlbekannte Dame in Veli beim Baden von einer großen Schlange, wahrscheinlich einer Mar Lüdung, thätiglich überfallen und vollständig umringelt wurde.

Auch in der aus Palmblättern bestehenden Dächern treiben sich verschiedene Arten von Schlängeln herum, die sich durch die Blätter der Dächer und größere Schlängeln gern ihr Wehen, indem sie da allerlei Insektengestirte vertilgen, sich aber zugleich den menschlichen Bewohnern sehr unangenehm machen. Es kommt gar nicht selten vor, daß eine solche Schlange plötzlich vom Dache, das sie ohne Plafond hoch über den Zimmern wölbt, herabfällt und dann ruhig, als ob nichts geschehen, einen Ausweg sucht. In den dunklen Kammern unter dem Hause, die nächst der Badekammer liegen und meist als Werkzeug- und Vorrathsschuppen dienen, schleichen sich sehr oft Schlängeln ein und liegen dafest die Monate ob, was man sich für weit ganz gern gefallen läßt, so lange sie sich von den Badegewässern fernhalten. Eine eckhafte große Kröte macht ferner stets die letzteren unsicher, und es giebt daher Damen, die vor jedem Bad einen handfesten Bedienten in die Badekammer schicken, der mit allen unberechtigten Eindringlingen aufzukommen muß.

Man sieht wohl aus Vorstehendem, daß für eine europäische Kurstadt eine gehörige Post Ueberwindung dazu gehört, sich in Tropenländern heimlich zu machen, aber der sonnige Himmel und die übrigen angenehmen Lebensverhältnisse entschädigen ja auch wieder für vieles, über das man sich im Anfang kaum hinwegsetzen zu können glaubt.

aus dem Leben der Histori, der berühmten italienischen Künstlerin, erzählt ein italienisches Theaterstück viel Interessantes. Abela-Histori zählte gerade vierzig Jahre, als Monalvo der Direktor der Truppe, in der sie engagirt war, ihr bereits die Rolle der Francesca da Rimini anbot.

Diese Rolle spielte sie nicht weiter in Erfahrung, wenn man die schwärzige Gesicht aus jener Zeit ansieht, das schon damals, wo sie kaum dem Kindesalter entwachsen war, einen ersten und lebenswichtigen Ausdruck zeigt. Mit zwanzig Jahren über-

Es scheint demnach, daß Portugal sich gegenüber England weiter verpflichtet hat, als sonst von einem neutralen Staate vor Ausbruch direkter Feindseligkeiten erwartet zu werden pflegt.

Die Pest in Oporto.

(Von unserem Korrespondenten.)

Nach den hier aus Oporto einlaufenden Telegrammen stellt sich immer deutlicher heraus, daß es der portugiesischen Regierung mit der angefangenen Isolirung der Stadt nicht besonders ernst ist. Es scheint nur darauf abzugehen zu sein, dem Ausland Sand in die Augen zu streuen und Reklamationen von dieser Seite zu vermeiden.

Es werden zwar keine Eisenbahnpässe von Oporto mehr abgefahren, aber wer abfahren will, braucht nur einen Wagen zu nehmen und bis zur nächsten Bahnstation zu fahren oder zu Fuß dahin zu wandern, von wo seiner Weiterfahrt nach nichts im Wege steht. Der Berichterstatter des „Liberal“ schildert in seinen letzten Telegrammen ganz ergötzlich, wie er die Probe auf dieses Exempel mehrfach gemacht hat, und daß er auch ferner hofft, täglich nach Oporto zu reisen und wieder herauszukommen.

Manchmal sieht man auch die Mithäter vor. Begegnet bei den hiesigen Verhältnissen nur einem irrenden Mädelchen. Schon die Schwärze der zur Absperrung kommandirten Truppen (2500 Mann) erregt bei der großen Ausdehnung des Nordens — beinahe 60 Kilometer — lebhaften Bedenken. Wenn er überhaupt ins Leben treten soll, steht noch gar nicht fest. Einer der portugiesischen Minister meinte dieser Tage, es könnten wohl noch 14 Tage darüber hingehen. Der energische Oberstaatsanwalt Oportos gegen alle Anordnungen der Centralregierung scheint eben jetzt hier nicht ohne Wirkung zu bleiben. Jetzt arbeitet man in Oporto daran, die Errichtung eines Seuchenzugars in dem benachbarten Bissent Granja zu verhindern, und man hofft — nachdem man die erste Schlacht mit Hilfe von Gouverneur und Bürgermeister gewonnen, nämlich die Ausdehnung des Nordens auf einen großen Theil des (von Matosinhos bis Granja) durchgehenden, der die genaue Ueberwachung erschwert beziehungsweise fast unmöglich macht — daß die Errichtung schließlich auch hier wieder nachgeben wird.

Schließlich hat in auch die Epidemiezeit genug gehabt, sich weiter auszubreiten, und wenn sie es nicht thun sollte, so sind die portugiesischen Behörden daran jenseitlich ungeschicklich. Tausende haben sich noch in den letzten Tagen, wie den hiesigen Blättern gemeldet wird, in der oben geschilderten Weise, ohne einer ärztlichen Untersuchung unterworfen worden zu sein, aus Oporto entfernt, so daß man die Seuche vorläufig als rein nominal bezeichnen kann! Der sonst nicht gerade bestmüthig bewanderte spanische Consul in Oporto spricht demnach die Ueberzeugung aus, daß in anderen Orten Portugals bereits Fälle von Pest vorgekommen sind, die auf Pestende, die von Oporto kamen, zurückzuführen seien. Verschiedene Orte, wie Garayabado und Barquinha, werden namentlich angeführt. Nichtsdestoweniger scheinen die unmittelbare irdlichen Fälle sich doch auf die alten, am Fluß gelegenen Stadtviertel zu beschränken. Ein an weiter davon entfernt liegenden Punkten vorgekommenen Erkrankungen sollen nicht den furchtbarsten Charakter tragen, der bereits und in wenigen Stunden den Tod verursacht. Die Zahl der in diesen Gegenden, von unglücklichsten Schicksal harrenden Bierten vorgekommenen Todesfälle dürfte — auch der Jorge vermittelst — weit größer sein, als die amtlichen Berichte zugeben.

Alle hier einlaufenden Berichte stimmen darin überein, daß die Konfession in den von oben kommenden Anordnungen grenzenlos sei. Die Handelskreise veranlassen eine große Kundgebung dagegen. Auch verschiedene Fabriken wurden bereits geschlossen. Im Uebrigen darf man nicht vergessen, daß in Oporto ein unangenehmer Geruch gegen sich haben, dem man vorwiegend mit Weid und Mistgäulen die zunehmende Mühle der wüthenden Heftigkeit zu betrachten. Diese Konfession in Bezug auf Vertheilungsgewohnheiten spielt nun auch auf politische Gebiet hinüber, und schon beginnt man laut aus Anlaß der letzten Wortsumme nach Selbstverwaltung u. s. w. zu rufen, da man Sibonau gar nicht nöthig habe und völlig unabhängig leben könne. Daher denn auch die Ueberzeugung aus westlichen Ländern — freilich von den dortigen medizinischen Gesellschaften nicht aus! — daß auch Sibonau furchtbar bedenklich sei; die dortigen Fälle würden aber verheimlicht.

Am Oporto auch von der Seefahrt abgesehen, sind der Kreuzer „Manaster“ sowie einige kleinere Kriegsschiffe inzwischen vor der Dueroemündung eingetroffen. Im Anfang unseres Jahrhunderts wurde die Pest thätiglich einmal durch Silberboote, die auf hoher See mit einander verkehrten, von Portugal nach Galizien übertragen. Auch an der spanischen Grenze sieht es noch immer nicht aus, als obgehört von dem Nordwestlichen der an unendlichen Stellen ja nur sehr schwachen Postenlinie, kommt es wahrscheinlich auch nicht selten vor, daß den braven Carabinieren dementist einiger-

man sich die Rolle der Maria Stuart in Schillers Drama. Sie hatte sich eine unendliche Mühe mit dem Studium dieser Rolle gegeben, und sie wurde lebhaft applaudirt. Sie erwartete auch den Glückwunsch ihres damaligen Direktors, Mascherpo, der an der Spitze der dramatischen Truppe im Dienste der Herzogin Marie Louise von Parma stand. Dieser hatte jedoch nur einen mitleidigen Blick für sie. „Hör, Kind“, meinte er, „mit dem Aufspieß, das macht sich; aber mit der Tragödie ... davon laß lieber, glaub' mir.“

Deizigen Jahre später erlang die Histori ihren großen Triumph in Paris, wo sie von nun an als Nebenbühlerin der Macht galt. Nach diesem Erfolg schlug ihr Spund im Auftrage des Kaisers vor, dauernd in Frankreich zu bleiben; im Laufe eines Jahres würde sie sich, auf Kosten des Staates, in der französischen Sprache vervollkommen haben und alsdann im Hause Voltaire's auftreten. Die Versicherung war groß, aber sie wollte auf ihre Sprache, auf ihre Heimath nicht verzichten, und sie lehnte das Anerbieten bestimmt ab. Inzwischen sprach sie später, im Jahre 1861 bei ihrem Auftreten in der „Beatrice“, einem Stück von Legouvé, im Odéon-Theater französisch, und im Jahre 1862 sprach sie in Londoner Drury Lane-Theater die Rolle der Baby Macbeth englisch. Unter den kleinen Anekdoten, die in dem Fest erzählt werden, seien die folgenden hier wiederzugeben: Bei ihrer ersten Reise nach Paris wollte die Histori gleich am Abend ihrer Ankunft die Comédie Française besuchen. Sie kam einem Moment vor Beginn des Theaters und forderte an der Kasse eine Loge. Der Kassirer betrachtete sie mitleidig und bot ihr dann Billek für ... die Galerie an. Die gefürchtete Künstlerin nahm sie an und wohnte der Vorstellung in der respectablen Höhe bei. Als sie einmal im Madrider Theater die Weba spielte, kam zu ihr und bat sie dringend, Gnade zu rücken für einen Soldaten Namens Chayado, der am nächsten Morgen erschossen werden sollte. Sie begab sich eilig zum Minister; der suchte die Äpfel, er vermochte in dieser Sache nichts zu thun. Da fürzte die Tragödin ohne Weiteres in die Loge der Königin und warf sich ihr zu Füßen, und sie erzwirkte die Rettung des Unglücklichen. Das Publikum klappte frenetisch Beifall. Es war, sagt der Chronist hinzu, eine unerbittliche Stunde, ein Triumph des Herzens und des Mitleids für die beiden Frauen, die wirkliche Heldinnen und die Königin der Bühne.

Das Theater des Westens wird am 15. September, wie wir hören, mit der komischen Oper „Die Felle nach China“ von Franz Bragie, dem Regisseur der Kaiserlichen Oper Comique wieder eröffnet. Es bezieht sich auf den ersten Akt der jugendlichen dramatischen Sängerin Fräulein Selma von Scheib, Fräulein Irma Luff (Wien), Emerich Walter (Wiesbaden) und der Spielbariton Herr Franz Borten. Das Gastspiel der Signora Predotti beginnt am 22. September mit „Traviata“, worauf Bizets „Pearlfisher“ folgt. Als Gast für die ganze Saison ist die Schoratzsängerin Madame Adier di Montja gewonnen, welche ihr Debut noch vor der Revoli hat. Das Gastspiel Rothmülls endlich findet Mitte November statt, während die Gastspiele von Gode, Doret und Ritterhaus noch nicht feststehen.

Blauer Silberbüros beide Augen zugebrüht werden. Ein solcher Fall der, wie gesagt, nicht bereinigt werden dürfte, wird gerade heute aus Pontevedra gemeldet. Was es mit der Entscheidung eines spanischen Soldaten bei Galdeas angeblich von portugiesischer Seite aus auf sich hat, bedarf dagegen noch der näheren Aufklärung. Die Entscheidung eines portugiesischen Professors an der hiesigen Universität Dr. Ramon y Cajal wird hier geplant.

Lokale und Vermischtes.

Die Herbstparade. Rein Kaiserwetter, das ist die Signatur der diesjährigen großen Parade auf dem Tempelhofer Felde. Der Staub, der sonst in gelblichen Wolken über den schimmernden Regimentslagere, ist heute von dem Nacht- und Frühregen niedergewaschen. Ein leiser Nebel umspinnt die feinen Reiterreihen und hält die heizvollenden überfallten Pferdebahnen in ein weiches durchsichtiges Gewebe ...

lautlos stehen die Regimenter, ob auch die weitestehenden Kolonnen die losgerateten porzellanenen, an die marksgewohnten Reine flastern folgte des Sprühregens, der jetzt auf die funkelnden Kolonnen niederfaßt. Das Publikum mehet sich, denn schon ist es acht Uhr, und wer einen guten Platz haben will, muß früh zur Stelle sein, mindestens so früh wie die offiziellen Zuschauer, die Offiziere z. B., a. D. b. R. und b. V. Diese erscheinen jetzt auf der Bildfläche. Dienststricke Odonnanen nehmen ihnen die Paletots ab, und nun öffnet sich der Volksmund zu einem vernünftigen „Ah“. Die letzten Uniformen aus allen Kontingenten sind hier versammelt, sogar ein Zehntausend in großer Anzahl.

„Was ist denn der für Gener?“ fragt ein neugieriger Berliner Volkstänzer. „Det muß ein Wur fin!“

„I wo, die Büren stehen hinter uns!“

„I det meine ja keinen Bur aus 'n Kreis Lettow, sondern aus Transvaal!“

„Was ist denn det aber nur für Gener?“ Nun antwortet ein Herr, es sei ein Johammer, woraus die Redensarten verflommen. Auch über die anderen seltsamen Uniformen macht das Volk seine Scherze, die oft vorzüglich sind und bei den militärischen Zuschauern ein bisweilen Lächeln hervorbringen, das aber sofort wieder hinter dem starren Dienstgesicht verschwindet.

Nun durchdringen Kommandos die Rebel, die mühsame Arbeit des Anstehens ist beendet: Die langen Reihen erstarren zum „Stillstehen“. Am Horizont erhebet der Kaiser mit seiner glänzenden Suite, in scharfen Cabacho geht es an die lange Front heran, dann verlangsamt sich das Tempo, und die Beschichtigung beginnt. Das Publikum behält sich musterhaft und wartet geduldig auf den Vorbeimarsch, der insofern das fäulen, faulstehenden Wetters geradezu glänzend ausfällt. Wir lassen nachstehenden Bericht folgen:

Der Kaiser kam auf dem Bahnhof Großgörschenskreuz an. Der Monarch, der große Generalsuniform trug, mit dem Bande der Schwarzen Adlerorden, führte seine Schwester, die Kronprinzessin Sophie von Griechenland, die eine weiße Robe und einen Kapot mit Silberbesatz angelegt hatte, zum vierpännigen, à la Daumont gefahrenen Wagen, begrüßte dann die Herren des Empfanges und befiel hierauf seinen unmittelbaren „Perzog“. Ammittele darauf setzten sich die hohen Herrschaften mit Solage in Bewegung. Die Kronprinzessin von Griechenland begleitete die Kaiserin durch Kaiserin Sophia von Griechenland, die zwei zweiten Abgängen folgten mit ihrem Gouverneur Grafen Platen-Spatern und drei jüngsten kaiserlichen Prinzen, die weiße Matrosenanzüge trugen. Diesen schloß sich das Gefolge an. Mit stürmischen Hoch-

Das Gerücht, wonach Ehe Lehmann von Baron Bergen für das Neue Hamburger Schauspielhaus gewonnen sein sollte, geht darauf zurück, daß der Künstler thätiglich ein dahin gehender Antrag gemacht worden ist. Herr Berger bot nach Wiener Uebungen Frau Lehmann ein Engagement mit 24.000 Mark Jahresgehalt, doch lehnte die Künstlerin ab und beschloß, die sich, wie schon bekannt, auf weitere fünf Jahre dem Deutschen Theater.

In Sachen der Gesellschafung des Künstlerpaars Josef Tario und Susi Niese ist nach einer Mitteilung des Ministerpräsidenten in Budapest vom 29. August nunmehr das Aufgelöst erfolgt. Die Nachricht hiesiger Blätter, wonach die Ehe zwischen dem Paar bereits geschlossen sein sollte, war also verfrucht.

Ueber Friedrich Nietzsches Geselshafung erfahren wir, daß trotz der ausfichtlosen Umstände, welcher der Richterbescheid verfallen ist, sich demnach zuweilen noch etwas wie das Bewußtsein seiner gegenwärtigen Lage in ihm regt; man erzählt er der Schwester Hand und sagt leise die Worte: „Schwester, nicht wahr, nun sind wir glücklicher?“

Erste Produkte der Berliner künftlichen Porzellanmanufaktur. Man schreibt uns: Das Schloß zu Ansbach, durch seine Porcel- und Porzellan-Expositionen eines der bedeutendsten Denkmale des Geschmacks des achtzehnten Jahrhunderts, birgt in seinen zweiundzwanzig Fürstenthümern auch einen großen Schatz an Werken jener Kunst, die das höchste Entzücken der Kunstfreunde jener Zeiten war: der deutschen Porzellanmanufaktur. Und zwar ist unter den in Betracht kommenden Manufakturen neben Meissen und Weidener, die Berliner in hervorragender Weise vertreten. Man kann sich vorstellen, mag von den Leistungen der damals unter Geheimnis gehaltenen Berliner Porzellanfabrik ebenso entzückt gewesen sein wie sein Onkel, Friedrich der Große, selbst, dessen Lieblingsbeschäftigung diese Kunst- und Fabrikthätigkeit“ ja bekanntlich war; denn wenn auch manche der kostbaren Produkte der Manufaktur als Gefächte nach Ansbach gekommen sind, so ist der größte Theil doch durch Kauf erworben. Auf alle Fälle hat der Kaiser ein Schatz zusammengebracht, ohne dessen Einbeziehung die Berücksichtigung es unmöglich sein dürfte, sich ein genügendes Bild von den Leistungen jener ersten und wichtigsten Epoche unserer Porzellanmanufaktur zu machen. Um so willkommener wird daher jeden Freunde der Berliner Kunstgeschichte ein Werk sein, das die prächtigsten Stücke dieses Porzellanherdes auf 30 Tafeln abbildet und von dem Antiquariate Ernst Giritz, München, herausgegeben wird. Es ist hier natürlich nicht der Ort, alle die abgebildeten Objekte zu beschreiben, es seien aber hervorzuheben ein prachtvoller, von zwei Seiten aufgenommener Porzellanthurm, ein Gefäß des großen Königs aus dem Jahre 1772, und ein Pendant hierzu, eine Porzellanvase, die auf zwei Stützen auf dem Namen des Thymander — Granum, Berlin — trägt. Und es mag zum Schluß betont werden, daß die hier gegebenen Abbildungen vollkommen das Urtheil des Geschichtsschreibers der Manufaktur bestätigen, das „die feine plastische Durchführung, Schönheit und Weiche der angebotenen Farben“ zu loben weiß.

